

# Umweltheld\*innen

Neun Porträts aus Peru



# Inhaltsverzeichnis

2

## **Vorwort**

Porträtreihe Umweltheld\*innen in Peru

---

5

## **Roy Riquelme**

Mit Omas Rezepten den Regenwald retten

---

11

## **Ariana Kana**

Die Frau mit dem falschen Nachnamen

---

17

## **Saúl Luciano**

Aus Liebe zu den Bergen

---

24

## **Mirian Sánchez**

„Wir müssen lernen, Nein zu sagen“

---

29

## **Antony Oscátegui**

Eine gesunde Zukunft für Cerro de Pasco

---

34

## **Silvia Laiz Fernández**

„Ich habe eine neue Freiheit entdeckt“

---

39

## **Ascencio Vásquez**

Zu Besuch in den Hügeln des Frühlings

---

46

## **Juana Mamani und Elvira Chicani**

Die Hüterinnen des Sees

---

54

## **Mariluz Canaquiry und Mari Tello**

Geballte Frauenpower für einen Fluss

# Vorwort

## Porträtreihe Umweltheld\*innen in Peru

Von Annette Brox

Die Informationsstelle Peru hat im Jahr 2022 mit ihrer Veranstaltungsreihe „Peru.Klima.Gerecht“ einen Schwerpunkt auf das Thema Klimagerechtigkeit gelegt.

Vieles, was im Laufe des Jahres passiert ist, war wenig ermutigend im Hinblick auf das Ziel, mehr Klimagerechtigkeit und ernsthafte Anstrengungen im Kampf gegen die Klimakrise zu erreichen.

Im November 2022 ist die COP27, der 27. Weltklimagipfel, im ägyptischen Sharm el Sheik zu Ende gegangen. Die Erwartungen an konkrete Ergebnisse waren nicht hoch. Und doch war die Ernüchterung und Enttäuschung groß, dass außer einer unverbindlichen Vereinbarung über einen Fonds für Hilfen bei Klimaschäden nichts Substantielles herausgekommen ist.

In Peru stand der Klima- und Umweltschutz kaum auf der Agenda der Regierung. Zwar hat die Regierung im Januar 2022 den Klimanotstand zum nationalen Interesse ausgerufen. Konkrete Maßnahmen blieben jedoch aus. Die Abholzung des Regenwaldes – Hauptursache der peruanischen Treibhausgasemissionen – schreitet weiter voran.

Die Studie „[Amazonien im Wettlauf gegen die Zeit](#)“, die dieses Jahr erschienen ist, zeigt auf, dass bereits 26 Prozent des Amazonasgebiets von Entwaldung und Degradierung betroffen sind. Damit steht der amazonische Regenwald am Anfang einer unumkehrbaren Zerstörung. Drei Jahre bleiben noch, um diese Entwicklung aufzuhalten.

Angesichts der vielen negativen Nachrichten und Erkenntnisse setzen wir mit dieser Broschüre bewusst einen Kontrapunkt: Die Peruaner\*innen sind nicht allein Opfer der Klimakrise und der globalen Verursacher.

Wir stellen hier Protagonist\*innen für mehr Klimagerechtigkeit, für Umweltschutz, für kreative Ideen und für ein Leben im Einklang mit der Umwelt vor. Stellvertretend für viele andere erzählen neun Frauen und Männer aus den verschiedenen Regionen des Landes von ihrem unterschiedlichen und vielfältigen Engagement. Ob es der Einsatz für ein fahrradfreundliches Lima, besserer Regenwaldschutz durch Drohnenüberwachung, die Klimaklage gegen den Energieriesen RWE, Kochrezepte mit den Früchten des Regenwaldes oder das Engagement für sauberes Trinkwasser in einer Bergbauregion ist: Die „Umweltheld\*innen“ geben ermutigende Beispiele einer engagierten und aktiven Zivilgesellschaft, auf die wir unsere Hoffnung setzen und mit denen wir uns in unserem Engagement für mehr Klimagerechtigkeit solidarisch zeigen können. Geschichten zum Weitererzählen und Mut machen!

Wir danken Hildegard Willer dafür, dass sie die Umweltheld\*innen ausfindig gemacht, zu ihnen gereist und mit ihnen gesprochen hat. Daraus sind die spannenden Geschichten entstanden. Nicole Maron hat sie durch das Porträt einer indigenen Aktivistin in der von Bergbau betroffenen Provinz Espinar ergänzt. Ein Dank geht auch an Elena Clénin, Yda Ponce und Carlos Franco, die die Porträts mit Fotos, Videofilmen und deren Untertitelung lebendig gemacht haben, sowie an Victor Manríquez Álvarez für das Layout der Broschüre. ■



## Wo unsere Umweltheld\*innen leben

- 1 Roy Riquelme, Madre de Dios
- 2 Ariana Kana, Cusco
- 3 Saúl Luciano, Ancash
- 4 Mirian Sánchez, Ucayali
- 5 Antony Oscátegui, Pasco
- 6 Silvia Laiz Fernández, Lima
- 7 Ascencio Vásquez, Lima
- 8 Juana Mamani und Elvira Chicani, Puno
- 9 Mariluz Canaquiry und Mari Tello, Loreto



# Roy Riquelme

## Mit Omas Rezepten den Regenwald retten

Von Hildegard Willer

Man nehme ein paar rohe Paranüsse, röste sie in der Pfanne und mahle sie dann, zusammen mit ein paar Blättern Sacha Culantro, der Chilischote „Fischaugé“ und etwas Salz zu einem Brei.

Roy Riquelmes Augen leuchten, wenn er erzählt, wie er eine Paranuss-Soße zubereitet. Das Rezept hat er von seiner Großmutter aus dem Dorf Cachuelas, gleich neben dem heutigen Naturschutzgebiet Tambopata gelegen, im Amazonas-Departament Madre de Dios. Dort ist Roy Riquelme aufgewachsen, als Kind indigener Bauern und Paranuss-Sammler. Der Wald und die Küche haben es ihm von klein auf angetan. Noch heute mit seinen inzwischen 39 Jahren bestaunt er jedes Mal neu und ehrfurchtsvoll die Baumriesen, die ihm Heimat sind. Jedes Mal, wenn er den Regenwald betritt, fühle er sich wie ein Baum und spüre, dass er lebendig ist. Dann hört er all das Zirpen, Kreischen, Krachen und Tropfen des Waldes und beginnt zu suchen: nach Früchten, Lianen, Palmen, Kräutern und Gräsern, die er in seiner Küche verwenden kann.

Roy Riquelme, ein eher stämmiger Mann, mit einem unverwüstlich freundlichen Lächeln auf dem runden Gesicht, ist Schöpfer und Leiter des Projektes „Bewahren und Kochen – Conservando y Cocinando“. Seine Mission: indem er mit den Früchten des Regenwaldes exzellente Gerichte zaubert, setzt er sie neu in Wert und bewahrt damit auch ein Stück Regenwald.

Denn die essbaren Früchte des amazonischen Regenwaldes sind so vielfältig, dass man sie an mehreren Händen abzählen muss. Dennoch sind sie außerhalb des Amazonasgebietes bisher so gut wie unbekannt.

Auf einem rohen Holztisch hat Roy Riquelme den essbaren Reichtum des Waldes ausgebreitet: da ist die Palm-

frucht Aguaje mit ihren dunkelvioletten Schuppen, halb Pflaume, halb Fisch. Aus ihrer leicht säuerlichen Frucht wird leckeres Eis und Saft gemacht. Oder die Palmfrucht Ungurawi: sie sieht aus wie eine schwarze Olive, ist aber steinhart, und das Fruchtfleisch dünn aber begehrt. Die Kinder des Waldes nennen es „die Schokolade aus dem Wald“. Gleich daneben liegt die Pijuayo, die aussieht wie eine Tomate, auf Bäumen wächst und schmeckt wie eine Kartoffel. A propos Kartoffel: von wegen, dass diese nur in den Anden wachsen. Papa Uncucha heisst die Kartoffel des Regenwaldes, leicht mehlig schmeckend und hervorragend für ein Püree geeignet. Genauso wie die bekannte Yuka – Maniok-Wurzel oder die Bananen, die zu keiner Mahlzeit fehlen. Weder in ihrer Koch- noch in ihrer süßen Essvariante. Süße Früchte des Waldes sind die Papaya oder ihre Verwandte, der Sapote. An Vitamin C nicht zu schlagen ist die Camu camu – Beere. Und wer mal eine neuartige Schokolade ausprobieren mag, der greift zur Copoazu, eine Frucht aus der Familie des Kakao, aus deren weißem Fruchtfleisch ein köstlicher leicht säuerlicher Saft und aus deren Bohne eine Schokolade gemacht wird, die von alleine – also ohne Nüsse – fast wie Nougat schmeckt. Natürlich darf auch die Paranus nicht fehlen, die von Januar bis März in harten Kapseln von jahrhundertealten Bäumen fällt und die der junge Roy Riquelme in den Sommerferien jeweils für seine Eltern aufsammelte.

All diese Früchte haben vor allem eines gemeinsam: sie wachsen mehr oder weniger wild im Wald, verweigern sich dem Massenanbau und zerstören den Wald nicht. Ihr Potential, um den Bewohnern des Waldes ein Einkommen zu verschaffen, ist noch längst nicht ausgereizt. Genau darum geht es Roy Riquelme mit seiner Amazonas-Kochkunst: eine Einkommens-Alternative für die Bewohner zu schaffen und dabei den Regenwald zu schützen.

Zum Kochen reicht ihm meist eine einfache Feldküche: ein Gaskocher mit zwei Flammen, ein Holzbrett mit den Zutaten, ein Messer, einen Löffel und eine Rührbesen und eine Plastikwanne zum Abspülen. Das Wasser zum Kochen holt er aus dem nahen Fluss.

In einem ausgebeulten Topf köchelt der Reis, die Yuka oder der Chapo, der Bananenbrei für das Frühstück, während Roy Riquelme in zwei Bratpfannen Orangepfannkuchen ausbackt.



Früchte des Amazonas-Regenwaldes

Jahrelang beköstigte er als mobiler Koch die Touristen eines örtlichen Anbieters für Amazonas-Touren. Später begleitete er Biologen bei ihren Feldrecherchen. Von ihnen lernte er neue Arten und Spezies des Waldes kennen. Vor allem aber nutzte er die Zeit im Wald, um die indigenen Gemeinden zu besuchen und um mit ihnen zu kochen.

Denn die Frauen und Männer, die seit jeher im Regenwald leben, mögen zwar ihre Früchte kennen. Das Kochen beschränkt sich meist auf das Kochen mit Wasser. Dabei gibt es soviel mehr Zubereitungsarten: aus Yuca kann man Püree machen, oder aus der Cocona-Frucht eine Soße oder aus der Sapote einen Salat. Oder man kann peruanische Gerichte der Küste, wie die Causa oder den Ceviche, mit Zutaten des Amazonas abwandeln. Das Wissen um die Zutaten des Waldes ist meist noch vorhanden in den Dörfern, aber neue Siedler und andere Fremde tragen auch die Gier nach kurzfristigem Gewinn in die Gemeinden. Und der Staat mit seinen Nahrungsmittelprogrammen tut ein weiteres, wenn er Fertiggerichte verteilt, anstatt den Menschen zeigen, wie sie selber etwas anbauen können. Hier setzt Roy an mit seinen Kochkursen und spricht dabei vom Erhalt des Waldes. Denn wenn der Wald nicht erhalten wird, dann bleibt sein Kochtopf bald leer.

Roy ist aber nicht nur Koch und Lehrer, sondern auch Aktivist. Er hat den peruanischen Ableger der Slow-Food-Bewegung mitgegründet und ist Teil der gastronomischen Welle, die Peru in den letzten 20 Jahren zu einem der kulinarisch interessantesten Länder Südamerikas gemacht hat. Die Starköche aus Lima sind in Peru heute so bekannt wie Fußballspieler und viele von ihnen haben eine Mission, die weit über das Sammeln von Gourmet-Sternen hinausgeht. Sie wollen die Endkonsumenten mit den Produzenten der Nahrungsmittel in den Anden und im Amazonasgebiet in Kontakt bringen. Kochen mit den Früchten des Regenwaldes ist inzwischen auch in den Gourmet-Tempeln Limas Mode geworden und Roy steht in engem Austausch mit den Köchen der Hauptstadt. Je bekannter die traditionellen Zutaten aus dem Regenwald in der peruanischen Küche werden, desto besser für den Regenwald, ist seine Devise.

Denn um den steht es nicht gut. Die Abholzung hat zugenommen und Roys Heimat Madre de Dios ist berüchtigt dafür, ein Hotspot des illegalen Goldbergbaus zu sein. Dabei ist das erste Übel oft eine unschuldig und unter dem Deckmantel der „Entwicklung“ daher kommende Straße, die, meist mit staatlichen Geldern, durch den Wald gehauen wird. Ist der Zugang da, dauert es nicht lang, bis Holzhändler, Goldschürfer und Bauern auf der Suche nach Land folgen und den Regenwald nach und nach zerstören. Von seinem Dorf Piedras sieht Roy Riquelme wie große Lastwagen die Shihuahuaco-Bäume (Cumarú) aus dem Wald holen – ganz legal, da die Abholzung dieser letzten Baumriesen vom Staat erlaubt ist. Nicht erlaubt ist dagegen das Goldschürfen in bestimmten Gebieten. Doch die Goldschürfer, hinter denen oft kriminelle Geldgeber stehen, lassen sich nicht so einfach verscheuchen.

Roy Riquelmes Familie hat dies am eigenen Leib zu spüren bekommen. Seine Schwester wehrte sich gegen Goldschürfer auf ihrem Grundstück. Daraufhin wurde sie von ihnen entführt und geschlagen. Ein schwieriger Moment für die ganze Familie. Roy Riquelme hat sich damals gefragt, ob er besser schweigen solle. Und hat sich dagegen entschieden. Denn wenn man dazu schweigt, dann werden sie es bei anderen Personen wieder tun. Roys Familie rief die Flusspolizei, welche die Goldschürfer verjagte. Getan hat er dies für all die bedrohten Umweltschützer\*innen und Aktivist\*innen in der Region.

Die meisten guten Köche träumen vom eigenen Restaurant, vielleicht vom einen oder sogar zwei Sternen. Nicht so Roy Riquelme: sein Restaurant ist dort, wenn die Menschen in den Dörfern lernen, aus den Früchten des Waldes leckere und gesunde Gerichte zuzubereiten. Wenn sie ihn dann mit einem Lächeln beschenken, weil sie wieder ein neues Gericht aus ihren ureigensten Zutaten gelernt haben und ein wohlschmeckendes und gesundes Essen zubereitet haben – dann wiegt das für ihn so viel wie ein Gourmet-Stern.

Die Paranüsse sind nun gemahlen und mit dem Sacha Culantro, dem Fischaugen-Chili und Salz gewürzt. Jetzt alles mit etwas Wasser bei kleinem Feuer köcheln, erkalten lassen – und fertig ist die Paranuss-Soße, die so herrlich zu Yucca oder Kochbananen schmeckt. ■



© Hildegard Weller

Roy Riquelme öffnet eine Sapote-Frucht.



# Ariana Kana

## Die Frau mit dem falschen Nachnamen

Von Nicole Maron

Ariana Kana ist zur Aktivistin geworden, weil sie die Auswirkungen des Bergbaus und der Diskriminierung am eigenen Leib erlebt hat.

Und zwar von Kindesbeinen an. Aufgewachsen in der indigenen Gemeinde Huisa in der Provinz Espinar in Cusco (Südperu), engagiert sie sich heute auch als frisch gewähltes Mitglied des Gemeinderats dafür, dass die Bevölkerung von Espinar Zugang zu Grundrechten wie sauberem Wasser erhält.

Wenn Ariana unterwegs ist, schleppt sie oft eine schwere Tasche mit sich herum. Und sie war viel unterwegs in letzter Zeit, in den Monaten vor den Regionalwahlen. Am 2. Oktober wurde die 37-Jährige in den Gemeinderat von Espinar gewählt – eine positive Überraschung, war doch der Hauptkandidat ihrer Partei kurz vor den Wahlen disqualifiziert worden. Aus Gründen, die nicht transparent gemacht wurden, wie Ariana betont. «Ich kann dazu nur sagen: Seltsam, dass ausgerechnet derjenige Kandidat von den Wahlen ausgeschlossen wurde, der sich für die Rechte der Bevölkerung einsetzte. Der Gegenkandidat, der für Bergbau und den so genannten Fortschritt eintrat, wurde dagegen problemlos zugelassen.» Ein umso größerer Triumph also ist der Wahlsieg, der aber auch eine große Verantwortung mit sich bringt. Vier Jahre Amtszeit dürften nicht ausreichen, um die grundlegenden Veränderungen umzusetzen, die Espinar so bitter nötig hätte.

Ein Blick in die 10 Kilo schwere, bunte Tasche an Arianas Schulter enthüllt aber keine Dokumente oder Propagandamaterial, sondern eine Tracht, deren Stoffe einer Farbexplosion ähneln: Sorgfältig gestickte Blumen und Ornamente in allen Farben des Regenbogens leuchten einem von Rock, Schultertuch und Hut entgegen. „Dabei handelt es sich um eine Festtracht, die wir nur zu

speziellen Anlässen tragen“, erklärt Ariana. „Die Alltagstracht ist schlichter und weniger farbig, doch jeder Distrikt hat ein eigenes Design“.

Ariana hat in Arequipa Ernährungswissenschaften studiert und in ihrem Beruf gearbeitet, bis sie auf Grund der gesundheitlichen Probleme ihrer Mutter in die Gemeinde Huisa zurückgekehrt ist. Nun verdient sie ihren Lebensunterhalt mit Ernährungsberatungen und Workshops, die sie online durchführt.

In den Wahlkampfmonaten hat Ariana gelernt, auch vor großem Publikum selbstsicher aufzutreten und ihren Punkt klarzustellen. Oft tut es weh, ihr zuzuhören. Denn sie erzählt von ihrer Kindheit und davon, wie die Bergbauaktivitäten in nächster Nähe ihrer Gemeinde immer mehr Überhandnahmen. Wie man nicht mehr ins Dorf gehen konnte ohne Gefahr zu laufen, dass einen auf dem Feldweg Steine trafen, die sich bei den Sprengungen lösten. Und wie der Bergbau – entgegen aller Versprechungen – weder Fortschritt noch Arbeitsplätze brachte, sondern nur die schleichende Vergiftung aller Lebensquellen, und die Entzweiung der Gemeinden. Ariana schließt oft die Augen, wenn sie spricht, als ob alles Erlebte von Neuem an ihr vorüberziehen würde. Ihr Gesichtsausdruck wechselt zwischen Bitterkeit, Wut und wilder, blühender Hoffnung, trotz allem etwas bewirken zu können.

## Zwischen zwei Welten

Wie viele junge Indigene bewegt sich Ariana zwischen zwei Welten – der dörflichen Gemeinschaft, in der Traditionen gepflegt werden, und der Großstadt, wo das sogenannte moderne Leben spielt und Politik gemacht wird. Doch die indigene Identität kann man nicht nach Belieben an- und ablegen. Man trägt sie in Herz und Geist mit sich, egal wo man ist. Denn sie verbindet einen nicht nur mit sich selbst, sondern auch mit seinen Ahninnen und Ahnen – und mit deren Territorium. „In einer indigenen Gemeinschaft geboren zu werden, ist etwas ganz Besonderes“, sagt Ariana, „doch das versteht man erst, wenn man in eine andere Realität versetzt wird. Ich erinnere mich, dass wir praktisch nichts aus der Stadt brauchten. Wir bauten unsere Nahrungsmittel an, meine Mutter webte die Decken, mit denen wir uns zudeckten, und stellte Kleidung aus Schafwolle her. Geheizt haben wir mit Feuer, das mit dem Dung der Kühe



Ariana Kana in ihrer Festtagstracht.

und Schafe entzündet wurde.“ Dass ihre Lebensweise und die jahrhundertealten indigenen Traditionen nicht für alle zum Alltag gehören, erfahren die Kinder in der Regel erst beim Eintritt ins öffentliche Schulsystem. „In der Schule lernten wir, dass es einen Weihnachtsmann oder einen Gott im Himmel geben soll. Doch was für andere Kinder Weihnachten war, war für uns die Zeremonie, in der wir der Pachamama Gaben darbrachten. Wir dankten Mutter Erde, jedem Hügel und jedem Berg für all die guten Dinge, die sie uns zum Leben gaben, und brachten ihnen Respekt entgegen“.

In einer Gemeinschaft aufzuwachsen bedeutet zu lernen, wie man harmonisch zusammenlebt – nicht nur mit der Natur, sondern auch mit anderen Menschen. „Meine Eltern und die ganze Familie unterstützte sich gegenseitig, egal ob wir etwas hatten oder nicht. An den Tagen, an denen

---

Klicken Sie hier  
zum Video mit  
Ariana Kana.

wir Gemeindearbeit leisteten, bauten wir zum Beispiel Mauern für den Friedhof oder die Schule, oder Bewässerungskanäle.“ Aus dieser Welt, in der alles im Einklang scheint, herausgerissen zu werden, ist für viele indigene Kinder ein Schock. Dazu kommt, dass die Sprache, die man spricht, plötzlich nichts mehr Wert sein soll, genauso wenig wie der Nachname, den man trägt. Auch wenn man wie Ariana die Nachfahrin einer angesehenen Frau war, die einst die Gemeinschaft mitbegründet hatte. Und auch wenn Arianas Nachname, Kana, gleichzeitig der Name ihres Volkes ist. Das alles spielt keine Rolle mehr, wenn man in die Schule gesteckt wird und einen alle blöd anschauen, weil man Quechua spricht. „Sie sagten uns, wir müssten jetzt Spanisch sprechen und unsere Muttersprache vergessen. So erfahren wir schon als Kind, was es bedeutet, in einem Land zu leben, in dem es nicht nur große soziale Unterschiede gibt, sondern Diskriminierung zur Tagesordnung gehört.“

Ariana war die erste Frau aus ihrer Gemeinde, die zur Universität ging. Doch ein Teil von ihr fühlte sich immer fremd unter den anderen Studierenden, denn es gab so viel, was sie nicht mit ihnen teilte. „Obwohl wir alle Peruaner waren, konnte ich mit ihnen nicht über meine Erfahrungen sprechen, darüber, was ich zu Hause erlebte, aß und tat. Denn sie gaben mir ständig zu verstehen, dass es falsch war, dass es nicht genügte und dass ich lieber nicht darüber sprechen sollte.“ Viele versuchen sich anzupassen, um dazuzugehören und auch weil sie denken, dass sie sonst beruflich keine Chance haben. Dies führt oft zur Entfremdung von der Familie und den Gemeinschaften.

Doch Ariana vertraute ihrem Bauchgefühl, das ihr sagte: «Das ist nichts für mich, am Wochenende auszugehen und zu trinken, Stöckelschuhe und kurze Kleider zu tragen, statt mit meiner Familie zu kochen und Musik zu hören. Dabei fühle ich mich nicht wohl.» So schaffte sie etwas, was nicht viele schaffen: eine höhere berufliche Ausbildung abzuschließen und sich in der städtischen Gesellschaft zu behaupten, ohne die Verbindung zu ihrer Herkunft zu verlieren. Sie tritt in beiden Kontexten selbstbewusst und sicher auf. Dies ermöglicht ihr, eine Brücke zu schlagen und die Interessen der indigenen Gemeinden auch vor nationalen und internationalen Gremien zu vertreten.

## Von den Behörden im Stich gelassen

Die größte Herausforderung in der Provinz Espinar sind die gravierenden Konsequenzen des Bergbaus, unter denen die Gemeinden seit vier Jahrzehnten leben: Verschmutzung von Gewässern, Luft und Boden bis zu dem Punkt, dass keine Landwirtschaft mehr möglich ist, sowie die starke Schwermetallbelastung der Menschen, die zu Krebs und anderen Krankheiten führt. „Nach der Schule spielten wir mit unseren Freunden oder Cousins am Fluss“, erinnert sich Ariana. „Damals gab es noch Forellen, die hier inzwischen auf Grund der Verschmutzung längst nicht mehr leben können. Aber an einigen Stellen begann sich das Wasser bereits zu verfärben, und es bildete sich ein bleifarbiges Belag, so dass wir nicht mehr auf den Grund sehen konnten. Wir dachten, dies sei natürlich, und spielten mit den Wasserschichten. Ich wäre nie auf die Idee gekommen, dass es toxisches Abwasser aus dem Bergwerk war und wir uns mit Arsen, Blei und Quecksilber vergifteten.“ Doch dann begann plötzlich das Vieh zu sterben und die Leute wurden krank. Im Fluss gab es keine Frösche und Fische mehr. 2020, mitten in der Pandemie, war Arianas Mutter plötzlich halbseitig gelähmt. Bei medizinischen Untersuchungen kam heraus, dass sie unter großer Schwermetallbelastung litt. Sie hatte Arsen, Blei, Cadmium und weitere Substanzen im Blut, die dazu führten, dass ihr Zentralnervensystem zu versagen begann. „Sie wäre fast gestorben und wir versuchten, Hilfe zu bekommen. Die Bergbaugesellschaft sagte, darum solle sich die Gemeinde kümmern, doch hier hatten viele das gleiche Problem und keinen Zugang zur Gesundheitsversorgung. Ich gelangte an die Ombudsstelle «Defensoría del Pueblo», doch sie sagten mir, sie könnten nur bei Problemen mit staatlichen Stellen helfen und nicht, wenn es um private Unternehmen ginge. Dann rief ich das Frauenministerium an, aber dort hieß es, sie kümmerten sich nur um Fälle von häuslicher Gewalt. Ich hatte niemanden, an den ich mich wenden konnte, bis wir Hilfe von einer NGO bekamen. Damals begann ich mit dem Aktivismus und meinem Engagement für die Verteidigung der Umwelt- sowie der Menschenrechte. Denn ich verstand, dass es unzählige Familien in dieser Situation gibt, die einfach von allen Behörden im Stich gelassen werden“. ■



# Saúl Luciano

## Aus Liebe zu den Bergen

Von Hildegard Willer

Saúl Luciano aus Peru ist zum globalen Klimahelden geworden. Dass er es gerade mit einem deutschen Energiekonzern aufnimmt, war in seiner Heimatstadt Huaraz nicht immer leicht zu vermitteln.

Ende 2014, gerade war die Weltklimakonferenz in Lima zu Ende gegangen, hörte Saúl Luciano auf, nur Saúl zu sein. und wurde zur Symbolfigur einer Auseinandersetzung, die das 21. Jahrhundert prägen wird: Wer die Klimakrise verursacht und dafür bezahlen muss.

Saúl Luciano, 41, ein drahtiger unauffälliger Mann mit Brille, erzählt bedächtig und mit leiser Stimme zum hundert und xsten Male einer ausländischen Journalistin, wie es kam, dass er den deutschen Energiekonzern RWE auf Schadensersatz verklagte – und dass sein Fall vor dem Oberlandesgericht Hamm nun verhandelt wird. Es ist dieselbe Engelsgeduld, mit der er ausländische „Gringo“-Touristen in seine Berge führt, sie beruhigt, wenn sie Angst bekommen vor einem Gletscherfeld oder sanft zum Weitergehen ermutigt, wenn ihnen auf 5000 Metern Höhe die Puste ausgeht.

Längst ist Saúl Luciano mit seiner Klage international bekannt geworden und weltweit fiebern Menschen mit, ob der David aus Peru gegen den deutschen Goliath siegen wird. Zu Hause in Huaraz aber werden die Berge und Gletscher eifersüchtig gehütet und Eindringlinge mit misstrauischen Augen beobachtet. Das hat so mancher Gletscherforscher zu spüren bekommen. Auch was Saúl Luciano im fernen Deutschland machte, wurde misstrauisch beäugt.

### Wie alles begann

Im Dezember 2014 besuchte eine Abordnung der deutschen Umwelt-NGO Germanwatch Saúl Luciano in Huaraz

und stieg mit ihm zum 4562 Meter hoch gelegenen Palcacocha-See. Ein gemeinsamer Bekannter hatte den Besuch vermittelt. Die Leute von Germanwatch wollten nicht nur mit eigenen Augen sehen, was die Klimakrise in den Anden anrichtet. Sie waren auch auf der Suche nach einer von der Klimawandel betroffenen Person aus dem globalen Süden, die geeignet wäre, um eine zivile Klimaklage gegen einen Haupt-Verursacher im globalen Norden anzustrengen. Saúl Luciano und die schmelzenden Gletscher in Peru schienen ideal für diesen weltweit ersten Präzedenz-Prozess. Denn das Abschmelzen der tropischen Gletscher in Peru ist gut dokumentiert und sichtbar. Somit tragen auch die großen Firmen im Norden mit ihrem hohen CO<sub>2</sub>-Ausstoß Schuld daran, dass die Berge in Peru ihre Schneekappen verlieren und dass Saúls Haus von einer Schlamm-lawine bedroht wird. Als die Besucher der deutschen NGO ihn fragten, ob er, Saúl, einen deutschen Energiekonzern deswegen auf Schadensersatz verklagen wolle, war er skeptisch. Er, ein einfacher Bauer und Bergführer aus Peru solle eine multinationale Firma verklagen? „Da gewinne ich doch nie“, dachte er. Mit multinationalen Firmen kennt er sich aus. Wie eigentlich alle Leute in Huaraz. Internationale Bergbaukonsortien bauen in Huaraz im großen Stil Kupfer, Gold und Silber ab, kaufen den Bauern das Land ab und lassen schmutzige Rinnsale und Abraumhalden zurück. Noch nie hat man in Huaraz vernommen, dass ein Bauer gegen einen Multi auch nur den Hauch einer Chance gehabt hätte. In den Anden sind Seen und Berge lebendige Wesen, und wehe, wenn sie losgelassen.

## Die Gletscherkatastrophe von 1941

So geschah es am 13. Dezember 1941. Ein Eisbrocken fiel in den See, oder vielleicht war es auch ein aufgeweichter Damm – innerhalb von Minuten wälzte sich eine Lawine aus Schlamm und Felsbrocken hinab ins Tal. Dort lag die Provinzhauptstadt Huaraz. Mehr als 5000 Menschen wurden von den Schlammmassen überrollt oder weggespült und verloren ihr Leben. Saúl Lucianos kennt die Erzählungen seines Vaters von jenem Tag auswendig. Seine Familie blieb verschont. Bis heute wird in Huaraz dieses Schreckenstages gedacht. Es war nicht der einzige. 1970 verschwand die benachbarte Stadt Yungay und ihre 18 000 Bewohner\*innen unter einer Lawine aus Schlamm, Geröll und Eis, die sich nach einem Erdbeben vom Gletscher Huascarán losgelöst hatte. Seit 1941 sind fast 25 000 Menschen in der „Cordillera Blanca“ (weiße Kordillere) durch von Gletschern verursachten Katastrophen gestorben, schreibt der Gletscherhistoriker Mark Carey.

## 17 000 Euro Schadensersatz für ein zerstörtes Haus

Je mehr Gletscherschmelzwasser in die Lagune fließt, desto höher der Wasserspiegel und desto grösser die Gefahr, dass sich eine Flutkatastrophe wiederholt. 120 000 Menschen wohnen heute in Huaraz. Auch Saúl Luciano ist vor vielen Jahren vom Dorf Llupa in die Stadt gezogen, hat sich ein einfaches Haus gebaut, damit seine Kinder in eine bessere Schule gehen können. Sein Haus liegt direkt in der Schneise einer künftigen Flutwelle. RWE ist mit seinen CO<sub>2</sub>-Emissionen für 0,5% der weltweiten Klimaemissionen verantwortlich und soll deswegen auch 0,5% der Kosten übernehmen, um den Palcacocha-See so einzudämmen, damit Huaraz und Saúls Haus vor einem künftigen Lawinendesaster geschützt sind. 17 000 Euro, so haben die deutschen Rechtsanwälte der NGO ausgerechnet, beträgt dieser Anteil. Und dafür soll RWE in Deutschland zahlen. 17 000 Euro sind für einen Konzern wie RWE Trinkgeld. Für den Bewohner\*innen von Huaraz bedeuten 17 000 Euro fünf Jahre lang den Mindestlohn. So viel Geld weckt Begehrlichkeiten.



© Hildegard Willer

Saúl Luciano zeigt auf der Karte, wo sein Haus steht, das vom Klimawandel bedroht ist.

Spätestens als Saúl Luciano, der Bauer und Bergführer, für ein paar Wochen nach Deutschland fuhr, um am Prozess gegen RWE teilzunehmen; spätestens dann wurden einige Nachbarn misstrauisch. „Einige Nachbarn meinten, ich würde nach Deutschland fahren, um die Lagunen zu verkaufen, das alles nur wegen des Geldes machen“, erinnert sich Saúl Luciano. Sein Sohn wurde in der Schule deswegen schon blöd angemacht, auch seine Frau verstand nicht recht, auf was sich ihr Saúl da genau eingelassen hatte. Immer wieder erklärte Saúl seinen Nachbarn, den Leuten in seinem Dorf Llupa, den Behörden, warum er nach Deutschland fährt. Dass es ihm nur um den Erhalt seiner, ihrer, Berge ging. Dass ganz Huaraz, ganz Peru, davon profitieren wird, wenn er den Prozess gewönne. Heute sind die kritischen Stimmen leiser geworden. Die deutsche NGO Germanwatch merkte, dass es nicht reichte, Saúl Luciano auf die Titelblätter internationaler Topmedien zu bringen, sondern dass sie auch die Leute in Huaraz mitnehmen mussten. Unter anderem unterstützen sie nun eine lokale Initiative in Huaraz, die zur Klimakrise und zum Klimaprozess aufklärt.

### **Misstrauen gegenüber Fremdem**

Denn wenn es um ihr Wasser geht, verstehen die Leute in den Anden keinen Spaß. Das bekamen auch die Gletscherforscher von der Universität Zürich zu spüren. Sie hatten in der benachbarten Kleinstadt Carhuaz – ebenfalls von einem Gletscherseeausbruch bedroht – ein Frühwarnsystem aufgebaut. Eine Antenne und eine Kamera an der Lagune Nr 513 war mit einem Computer im Gemeindeamt in Carhuaz verbunden. Sobald es zu einem Erdbeben oder Felsabbruch oder einer Überschwemmung kam, würde das Amt in Carhuaz in Echtzeit informiert und könnte die Menschen warnen, sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Eine tolle Sache, so sollte man meinen.

Doch die Menschen in den Dörfern hatten weniger Angst vor einer Schlammlawine, die sie irgendwann ereilen könnte. Mehr Sorgen bereitete ihnen, dass der Regen einfach nicht einsetzen wollte. Irgendjemand aus dem Dorf glaubte zu wissen, was daran schuld sei: die Antennen, die die Gringos aufgebaut hatten. Die würden den Regen vertreiben. In einer konzertierten Aktion begab sich das ganze Dorf im November 2016 zur Lagune und bauten die Frühwarnanlage ab. Am Tag darauf regnete es.



© Barbara Fraser

Rohre leiten das Wasser aus dem Palcacocha-See ab, damit er nicht überläuft.

Es war nicht das erste und sollte auch nicht das letzte Mal sein, dass technische Neuerungen und Fremdlinge auf das Misstrauen der lokalen Bevölkerung in den Anden stieß. Jahre vorher hatten Bauern Messstationen des peruanischen meteorologischen Dienstes abgebaut, ebenfalls unter dem Vorwand, dass sie den Regen abhalten würden. Im August 2019 verwehrten die Bewohner des Dorfes Musho einer internationalen Expedition von Gletscherforschern die Durchfahrt. Man habe sie, die Bewohner, nicht um Erlaubnis gefragt und die Ausländer wollten auf dem Gletscher eine Mine errichten, hieß es. Letztes Jahr bauten Bewohner eines benachbarten Dorfes die Antennen an der Laguna Arhuaycocha ab, um damit ihre Forderung zum Bau eines Bewässerungskanals zu untermauern. Die Aktionen der Dorfbevölkerung gründen auf berechtigtem Zweifel: Zum einen ist da die Erfahrung, dass ausländische Firmen eigennützige Interessen haben (siehe Bergbau). Zum anderen ist das fehlende Wasser für viele Gemeinden ein dringenderes Problem als eine eventuelle Gletscherlawine.

## Gut erforschte Gletscher

Kaum ein tropisches Gletschergebiet ist so gut erforscht, wie die weiße Kordillere in Peru. Seit 70 Jahren hat sich eine eigene peruanische, sehr praktisch orientierte, Gletscherkunde entwickelt. Seit der Klimawandel evident ist, kommen viele internationale Gletscherforscher nach Peru. Dabei wird immer offensichtlicher, dass ein rein naturwissenschaftlicher Ansatz dem komplexen Phänomen der Gletscherwelt in den peruanischen Anden nicht gerecht wird. Denn Gletscher sind nicht nur eine in Jahrtausenden erstarrte Wassermasse, deren abnehmende Dicke man mit immer raffinierteren Geräten messen kann. Die Gletscher sind Teil der Kultur, für die lokale Bevölkerung sind sie beseelte Wesen, sie wachten schon über das Dorf, lange bevor der erste spanische Eroberer ihre Gefilde betrat, und sie werden öfters zum Unterpfand der Politik: Die Frühwarnanlage, die die Bewohner von Huaraz vor einer Flutwelle aus dem Palcacocha-See rechtzeitig warnen sollte nach Bemühen der Regionalregierung schließlich finanziert und von der Kommune aufgebaut werden. Heute streiten sich beide darum, wer für die Betriebskosten aufkommen muss.

Erklärungen, die das Scheitern solcher Projekte einseitig der animistischen, ganzheitlichen Weltsicht der Bewohner\*innen oder – so das gegenteilige Narrativ – ihrer abergläubischen und fortschrittfeindlichen Gesinnung zuschreiben wollen, greifen zu kurz. Sagt Tomas Uson, der an der Humboldt-Universität über den sozialen und kulturellen Kontext der Gletscherkatastrophen in Huaraz promoviert. Eine Gemengelage von traditionellen Naturvorstellungen, handfesten lokalpolitischen Interessen und modernen Verschwörungstheorien, von sozialen Netzwerken in Windeseile verbreitet, trifft die Stimmung wohl am besten. Dazu die Erfahrung, dass internationale Akteure – wie Bergwerke oder Wasserkraftbetreiber – tatsächlich oft ihre Berge „kaufen“ und ausbeuten wollen. Forschungsinstitutionen oder internationale NGOs müssen deswegen immer wieder die Bevölkerung über ihr Tun informieren und erklären, wie diese von den Forschungen und Projekten profitiert. ■



# Mirian Sánchez

## „Wir müssen lernen, Nein zu sagen“

Von Hildegard Willer

Wenn Mirian Sánchez an ihr Heimatdorf Puerto Nuevo denkt, dann kommt bei ihr Wehmut auf: „Früher gab es so viele Fische im Fluss. Mein Vater brachte Säcke voll mit“, erinnert sich die heute 35-jährige. Fische seien das billigste Essen gewesen, oft seien die Reste an die Schweine verfüttert worden.

20, 30 Jahre ist das her. Heute, so Mirian, gibt es im Fluss wenig Fische und der Wald wird weniger, und damit auch die Wildtiere, die das notwendige Protein für die Shipibo-Familien lieferte. Der Raubbau an ihrer Heimat, dem Regenwald, ist in den letzten Jahrzehnten rasant fortgeschritten. Mit Hilfe neuer Technologien möchte Mirian Sánchez ihm nun Einhalt gebieten.

In ihrer Muttersprache Shipibo heißt Mirian „Panshin Bena“. „Das bedeutet fleißige Frau, wie meine Großmutter, die immer aktiv war, immer etwas unternahm“, sagt Mirian im langsamen, leicht singenden Spanisch der peruanischen Amazonasbewohner\*innen. Geboren ist sie in Iparia, einer Provinz des Amazonas-Department Ucayali. Dort ging sie auch zur Schule – bis diese wegen zu geringer Schülerzahl geschlossen wurde. Im Gespräch erinnert sich Mirian daran, wie sie, die so gerne weiter zur Schule gegangen wäre, sich mit 11 Jahren als Kindermädchen bei einer Lehrerfamilie in Pucallpa verdingen musste. Wie sie sich nach ihrer Familie und dem Essen in ihrem Dorf sehnte. Wie die Kinder in Pucallpa sie wegen ihres fehlerhaften Spanischs verspotteten. Immerhin in den Ferien durfte sie nach Iparia zurückkehren, beendete die Sekundarschule. Für eine weitere Ausbildung hatte die Familie kein Geld mehr, zumindest nicht für die Mädchen der neunköpfigen Familie.

Mirian arbeitete eine Zeit lang in einem Restaurant an der Fernstraße, die von Ucayali nach Lima führt.kehrte zurück ins Dorf, wurde schwanger, musste das Baby

---

## Klicken Sie hier zum Video mit Mirian Sánchez.

bei ihrer Mutter lassen, und arbeitete als Hilfslehrerin, um den Lebensunterhalt für sich und ihre Tochter zu bestreiten.

Den Traum von einem eigenen Studium aber hat sie nie aufgegeben.

Heute lebt die junge Frau mit ihren beiden 18 und 11 Jahre alten Töchtern in der Hauptstadt Pucallpa und studiert im 7. Semester zweisprachige Grundschulpädagogik an der Interkulturellen Universität von Pucallpa. Bald wird sie ausgebildete Lehrerin sein. Ihren Lebensunterhalt verdient sie sich momentan noch mit dem Verkauf selbstgemachten Shipibo-Schmucks.

Zum Interview kommt Mirian in der Festtagskleidung der Shipibo-Frauen: einen knielangen Rock mit Zeichnungen, die an ein Labyrinth erinnern. Und eine rote Bluse mit gesticktem rundem Kragen. Dazu lange Ohringe aus Plastikperlen in verschiedenen Mustern – die Ohringe und Ketten stellt sie selbst her. Sie rückt ihre Brille im sorgfältig geschminkten Gesicht zurecht, bevor sie erzählt, wie die Technologie in ihr Leben getreten ist. „Ich habe immer an den Versammlungen unseres Dorfverbandes teilgenommen. Dort fragte mich der Vorsteher, ob ich nicht an einem Waldschutzprojekt der NGO Rainforest teilnehmen wollte, um den Wald besser zu schützen.“ Mirian wollte und lernte erstmals eine Handy-App zu bedienen, um den Standort via GPS zu bestimmen und weitergeben zu können. Dann lernte sie, wie man eine Drohne fliegt. Dieses Wissen gibt sie auch in anderen Gemeinden weiter.

Staatliche Behörden wie auch internationale NGOs setzen beim Waldschutz immer mehr auf den Einsatz modernster Kommunikationstechnologie. Mirian Sánchez ist von dessen Sinn überzeugt: „Damit müssen wir nicht mehr so tief in den Wald gehen und uns nicht direkt mit den Eindringlingen konfrontieren. Wir können neue Holzschläge aus der Luft dokumentieren und an die Behörden weitergeben.“ Als Kind hat sie erlebt, wie Holzfäller ihnen verboten haben, weiter in den Wald zu gehen – obwohl es Shipibo-Gemeinschaftsland war. Ucayali war und ist noch heute fest in den Händen der Holzfäller und -händler, illegaler wie legaler. Da jedoch schon sehr viel wertvolles Tropenholz gefällt wurde und nicht mehr viel davon übrig ist, wird der Druck zur Abholzung heute vor allem durch die weltweite Nachfrage



© Mirian Sánchez

Mirian Sánchez bringt Dorfbewohnern bei, wie sie mit einer Drohne bedrohten Wald überwachen können.

nach Kokain ausgelöst. „Oft sind es Fremde, die ins Dorf kommen, Gemeindeland besetzen und Koka anbauen“, erzählt Mirian Sánchez. Meist seien Leute aus dem Dorf oder sonstige Bekannte die Mittelsmänner. Wenn sich eine Gemeinde dagegen wehrt, kommt es zu Streit und Drohungen, die bis zum Mord führen können. Die Corona-Pandemie hat illegale Machenschaften im Amazonasgebiet noch befördert und damit auch die Zahl der ermordeten Umweltschützer in die Höhe getrieben. 14 Umweltschützer wurden im peruanischen Amazonasgebiet seit 2020 umgebracht. Dementsprechend hat auch die illegale Abholzung zugenommen, 23% alleine seit dem Jahr 2020 im Departament Ucayali.

Mirian Sánchez weiß, wie gefährlich es sein kann, sich für den Schutz des Waldes oder einfach für die Verteidigung des Gemeinschaftslandes einzusetzen. Der Einsatz von Drohnen und die Ermittlung von GPS-Daten mittels Handys hilft, die Risiken einer direkten Konfrontation mit den Eindringlingen zu vermindern. Zugleich ist sich Miriam aber bewusst, unter welchem Druck ihre Landsleute stehen. „Wir bauen bei uns Bananen an, das einzige, das wir auf dem Markt verkaufen können.“ Der Erlös ist sehr gering, und die Versuchung, mit dem Anbau illegaler Koka mehr zu verdienen, groß. Miriams Bitte an Menschen im In- wie Ausland, die den Amazonas-Wald schützen wollen, geht denn auch in diese Richtung:

„Helft uns dabei, alternative Einkommensmöglichkeiten zu schaffen oder dass wir für unsere Produkte besser bezahlt werden.“ Und den Jugendlichen müssten bessere Chancen auf eine Ausbildung oder ein Studium verschaffen werden. „Deswegen brauchen meine Leute ja das Geld, damit ihre Kinder studieren können.“ Ohne ein Auskommen für die Bewohner\*innen des Regenwaldes sei es schwierig, ihn zu schützen.

Mirian ist stolz darauf, eine Shipibo-Frau zu sein. Umso wichtiger ist es ihr, dass auch die Frauen ihre Stimme erheben und dass sie nicht länger Opfer von Misshandlungen werden. „Es ist Zeit, dass wir Frauen solche Beziehungen nicht mehr tolerieren.“ Eine nachhaltige Entwicklung ihrer Heimat könne nur geschehen, wenn die Frauen besser ausgebildet werden, wenn sie aktiv einbezogen werden. Eine große Herausforderung, in der auch Mirian als alleinerziehende Mutter, Studentin, Familienernährerin und Umweltaktivistin steht. „Manchmal ist es sehr hart für mich, dies alles zu vereinen, aber ich sehe es als positive Herausforderung.“

Mit ihren Kursen in der Handhabung von GPS und Drohnen hilft sie Menschen in anderen Dörfern, besser auf ihren Gemeinschaftswald aufzupassen. „Die Menschen sehen allmählich, dass sie das für sich selbst tun, nicht für eine NGO oder eine Behörde, die von außen kommt.“ Viel Wissen, viel Information sei nötig, damit die Menschen in den Dörfern entscheiden könnten, welche Art von Entwicklung sie wollen. Zu welchen Vorschlägen von außen sie Ja und zu welchen sie Nein sagen müssen. „Wir müssen lernen auch Nein zu sagen“, ist Mirian Sánchez überzeugt, als Frau und als Mitglied ihrer Shipibo-Gemeinschaft.

Noch gibt es wenige Shipibo-Frauen, die Führungsrollen in ihren Dörfern und Vereinigungen übernehmen. Mirian kann sich gut vorstellen, in Zukunft mehr Verantwortung für ihre Gemeinschaft zu übernehmen. Damit die Jugendlichen eine Zukunft haben, „damit sie wieder Fische im Fluss fangen können“.

Bei ihren eigenen Kindern ist die Botschaft bereits angekommen. „Als ich einen Mango-Baum in unserem Hof fällen wollte, weil er uns Licht nahm, stellte sich meine Tochter entgegen und sagte: Das darfst du nicht, der Baum gibt uns Luft zum Atmen.“ ■



# Antony Oscátegui

## Eine gesunde Zukunft für Cerro de Pasco

Von Hildegard Willer

Orte, an denen das Leben besonders mühsam ist, haben oft die schönsten Bräuche, Tänze, Rhythmen und Feste hervorgebracht. Die Heimatverbundenheit der Bewohner\*innen hält über Generationen, auch wenn die Nachkommen schon längst nicht mehr dort wohnen.

Das gilt auch für die Bergbaustadt Cerro de Pasco. Schon allein die Lage auf 4300 Meter bürgt für ein anstrengendes Leben in Kälte, Wind und rauer Vegetation. Durch den Bergbau kommen vergiftete Abraumhalden und ein Riesen-Abbaukrater mitten in der Stadt hinzu. Cerro de Pasco ist heute ein Sinnbild für die Verwüstung und die Umweltschäden, die jahrhundertlang Bergbautätigkeit zurücklassen. Hier wohnt Antony Oscátegui, 25, der sagt, dass er seine Heimatstadt liebt und sich dafür einsetzt, dass sie lebenswert wird.

In Cerro de Pasco muss man den Anorak praktisch nie ausziehen, ganz egal wie strahlend die Sonne am blauen Himmel steht. Auch Antony Oscátegui behält seinen dunkelblauen Anorak an, wenn er erzählt, wie er als Kleinkind mit seinen Förmchen und Schäufelchen und etwas Zucker zur Abraumhalde hoch stieg, um mit anderen Kindern Sandkuchen zu backen. „Wir waren Kinder, wollten einfach spielen.“ In der 5. Klasse war es mit der Unschuld vorbei. Der Lehrer brachte ihnen bei, dass Cerro de Pasco einer der meist verschmutzten Orte Perus ist. Dass die Hügel rund um die Stadt Abraum aus dem tiefen Krater sind, aus dem – mitten in der Stadt – Zink, Silber, Blei und Gold abgebaut werden. Und dass der Sand, mit dem der kleine Antony einst seinen Sandkuchen gebacken hat, voller Gift ist: Quecksilber, Blei, Cadmium, Arsen.

„Ich bin nicht gegen den Bergbau, aber er soll umwelt- und sozialverträglich arbeiten“, sagt der 25-jährige Antony Oscátegui heute. Wer in Cerro de Pasco lebt, für den gehört Bergbau dazu. Antonys Vater Carlos ist seit

über 20 Jahren Minenarbeiter. Anfangs noch mit einer Festanstellung, nach der Übernahme durch einen privaten Konzern in zeitlich befristeten Leiharbeitsverträgen.

Antony lebt mit seinem Vater, seiner Großmutter und zwei jüngeren Schwestern in einem der engen dunklen Reihenhäuschen inmitten von Cerro de Pasco. Die Eingangstür ist niedrig, die Treppen eng, lang und dunkel, fast wie ein Minenschacht. Der kräftige und große Antony muss sich bücken, um durch die Haustür zu kommen. Seine Mutter ist gestorben, als er 18 Jahre alt war. Heute ist Antony 25 Jahre alt und studiert Jura und Politikwissenschaften an der Universität von Huanuco. Vor allem aber ist er Aktivist für ein gesünderes Cerro de Pasco. Das Engagement für seine Heimatstadt begann vor fünf Jahren, als er mit Freunden eine Jugendgruppe gründete: A Tajo Abierto – Im Tagebau nannte sich die Gruppe. „Es ging uns vor allem darum, auch die positiven Seiten von Cerro de Pasco zu zeigen.“ Die Gruppe organisierte Kunstfestivals, lud Graffitikünstler aus dem ganzen Land nach Cerro de Pasco ein. Das Ergebnis kann man an vielen Häuserwänden in Cerro de Pasco sehen, die mit Wandmalereien bedeckt sind.

Erst als vor drei Jahren die Leute der NGO Labor ihn zu ihrem Jugendbildungsprogramm einluden, begann Antony sich stärker mit den nicht so schönen Seiten von Cerro de Pasco zu beschäftigen. „Ich erfuhr von



© Hildegard Willer

Die Stadt Cerro de Pasco, auf 4300 Metern Höhe gelegen, ist um den Tagebau herum gebaut.

---

Klicken Sie  
hier zum Video  
mit Antony  
Oscátegui.

den vielen Studien, die beweisen, wie hoch die Schwermetallbelastung ist.“ Eigentlich brauchte er die Studien dazu nicht. Wie alle Einwohner\*innen von Cerro de Pasco kennt er die Familien, deren Kinder an Blutkrebs, Nasenbluten, unerklärlichen Kopfschmerzen, Unkonzentriertheit und nervösen Störungen leiden. Grund ist die hohe Schwermetallbelastung. Antony kannte auch Esmeralda Martin, die vor zwei Jahren an ihrer Blutkrankheit starb, obwohl ihre Eltern immer wieder bei den Gesundheitsbehörden in Lima vorstellig geworden waren.

Eine auf sie abgestimmte ärztliche Behandlung gibt es in Cerro de Pasco nicht für diese Kinder. Genau dafür setzt sich Antony nun ein. Nicht alleine, sondern zusammen mit Betroffenen aus ganz Peru, die sich in der Plattform der von Schwermetallen belasteten Personen zusammengetan haben. Antony Oscátegui hat dort das Amt des Jugendsekretärs inne. Immer wieder fährt er zusammen mit seinen Kolleg\*innen nach Lima, wird bei den Behörden vorstellig. Im Dezember 2021 war es endlich so weit: die damalige Premierministerin Mirtha Vasquez unterschrieb das Gesetzesdekret, nachdem die Betroffenen besondere ärztliche Behandlung erhalten würden. Leider war Mirtha Vasquez nicht lange im Amt, und mit dem Nachfolger harrt das Gesetz noch immer seiner Ausführungsbestimmungen.

Antony gibt dennoch nicht auf. Die Hürden sind aber nicht nur in der Hauptstadt, sondern bei den Behörden und dem Minenbetreiber selbst in Cerro de Pasco. Wenig Transparenz, korrumpierte Behörden, klagt Antony. „Wenn ich mit jemandem von der Mine sprechen will, dann schicken die mich von Cerro de Pasco nach Lima, und in der Unternehmenszentrale in Lima sagen sie mir, ich solle mit ihrem Büro in Cerro de Pasco sprechen.“

Antony und seine Gruppe arbeiten gegen den Trend. Viele junge Menschen wollen Cerro de Pasco verlassen, sie sehen keine Zukunft mehr in ihrer Heimatstadt. Andererseits, so Antony, gibt es eine Gruppe junger Menschen, die sich mit ihm für ein besseres Cerro de Pasco einsetzt. „Wir verlangen nichts Unmögliches, sondern dass der Abbau umweltverträglich geschieht, dass wir endlich Trinkwasser bekommen.“ Denn in der 60.000-Einwohnerstadt ist nicht nur die Luft bleihaltig, sondern in fast 100 Jahren Bergbau haben es Behörden und Bergbaufirma nicht geschafft, die Bevölkerung mit sauberem Trinkwasser zu versorgen. Mit den Ergebnissen einer jüngsten Studie zur



Malerei an einem Haus  
in Cerro de Pasco.  
Entstanden beim  
Graffiti-Festival der  
Jugendgruppe A Tajo  
Abierto

Schwermetallbelastung in Cerro de Pasco möchten Antony und andere Engagierte eine internationale Klage gegen den Bergbaukonzern anstreben. „Erst wenn unser Fall auch international bekannt wird, wird sich etwas ändern.“

Wenn man Antony fragt, was ihn in Cerro de Pasco hält, gerät er ins Schwärmen: „Hier hatte ich eine Mutter, einen Vater, hier sind meine Leute.“ Das Wichtigste im Leben seien diese Beziehungen, und die hätte er in Cerro de Pasco. „Hier in Cerro de Pasco mag es kalt sein, aber die menschliche Wärme hält uns zusammen.“

Das Cerro de Pasco, von dem Antony träumt, und zu dem er beitragen will: „In 15 Jahren möchte ich ein Cerro de Pasco sehen, das Trinkwasser für alle hat. Ein Cerro de Pasco, das seine kranken Kinder medizinisch behandelt. Dass es regelmäßig öffentliche Berichte über die Verschmutzung gibt, und dass diese unter den Grenzwerten liegt. Und dass junge Menschen hier wieder eine Perspektive sehen.“

Gut kann man sich Antony als künftigen Politiker vorstellen, auch wenn er selbst sich eher als technischen oder administrativen Politikberater sieht, der die Grundlagen liefert, damit Politiker entscheiden können.

„Mit der Kälte hier in Cerro de Pasco haben wir zu leben gelernt“, sagt er zum Schluss des Gesprächs. „Aber nicht damit, dass wir kein Trinkwasser haben, und dass unsere Luft und unser Boden vergiftet sind.“ ■



# Silvia Laiz Fernández

## „Ich habe eine neue Freiheit entdeckt“

Von Hildegard Willer

Corona hatte auch was Gutes für Silvia Laiz Fernández: Dank der Pandemie ist sie begeisterte Fahrradfahrerin geworden und hat entdeckt, dass ihre Heimat Villa El Salvador mehr als nur Sand zu bieten hat.

Villa El Salvador, Kreuzung Avenida Dos Mil und Separadora Industrial. Die Namen sagen schon, dass das hier ein Industriegebiet ist. Eine junge durchtrainierte Frau in Radler-Hose und -Shirt kommt auf einem Mountainbike den Fahrradweg hochgefahren. Die langen schwarzen Haare hat sie zu einem Zopf geflochten. An ihrem weißen Fahrradhelm winkt unter einer roten Signallampe ein rot-weisses Tüchlein, damit sie auch ja kein Autofahrer übersieht. Oder vielleicht will sie auch eine individuelle Note setzen, die zu ihr passt. Silvia Laiz Fernandez Bravo ist die einzige Fahrradfahrerin auf dem Weg. Links und rechts rauschen Lastwagen und Taxis und dreirädrige Mototaxis vorbei. Drei Kinder spielen auf dem Mittelstreifen an einer neu errichteten Wippe. Die Häuser an der Straße sind eine Mischung aus Industriesiedlung und Wohnhäusern mit den für Lima typischen Flachdächern, deren Bau nie abgeschlossen ist. „Noch vor wenige Jahren war der ganze Mittelstreifen ein einziger Sandhaufen“, sagt Silvia Laiz. Erst in den letzten Jahren hat die Stadtverwaltung von Villa El Salvador hier einen Fahrradweg angelegt und ein paar Bäume gepflanzt. Doch viel zu wenig für den 400 000 Einwohner\*innen zählenden Distrikt ganz im Süden Limas.

Villa El Salvador ist bekannt für seine Tradition der Selbstverwaltung und den Kampfgeist, mit der vor erst 50 Jahren Migrant\*innen aus ganz Peru im Süden der Hauptstadt die neue Siedlung gründeten. Die soziale Anführerin Maria Elena Moyano wurde hier 1992 von Terroristen des Leuchtenden Pfades hingerichtet. Im selben Jahr kam Silvia Laiz in Villa El Salvador zur Welt.

---

Klicken Sie  
hier zum Video  
mit Silvia Laiz  
Fernández.

„Ich kenne die Zeit des Terrorismus nur aus den Erzählungen meiner Eltern“, sagt Silvia. Die waren aus Cajamarca, im Norden Perus, nach Lima gezogen, auf der Suche nach einem Auskommen und besseren Chancen für sich und ihre Kinder. Silvia und ihre beiden Schwestern haben erlebt, wie Villa El Salvador gewachsen ist, wie es Strom, fließendes Wasser, Internet bekam. Wie Schulen gebaut wurden, Straßen und die Endhaltestelle der ersten Metrolinie von Lima. Und eben ein paar Fahrradwege, ganz zum Schluss.

Wer in Villa El Salvador aufgewachsen ist, für den ist Fahrradfahren und Umweltschutz meist nicht die erste Priorität. Zu sehr ist der Alltag von der Sorge ums Überleben geprägt, das Geld zusammen zu bekommen, um Essen kaufen zu können, die Stromrechnung und die Schuluniformen für die Kinder. Für Silvia war das nicht viel anders. „Aber mein Vater hat uns immer animiert, Sport zu machen, rauszugehen, zu laufen.“ Obwohl Silvia von Geburt an wegen einer Hüftluxation leicht hinkt, hat sie sich davon die Freude am Sport nie nehmen lassen. Sie war aktive Volleyballspielerin und ist bis heute Schwimmlehrerin. Nur Fahrradfahren war für sie nie eine Option: zuerst, weil sie kein eigenes Fahrrad hatte. Und dann galt Fahrradfahren als gefährlich – weniger wegen des damals noch kaum vorhandenen Autoverkehrs, sondern weil Fahrradfahrer\*innen überfallen wurden, um Räder zu klauen.

Dies änderte sich mit der Corona-Pandemie: Wie alle Peruaner\*innen war auch Silvia in Quarantäne, gab ihren Unterricht als Hilfs-Erzieherin per Internet. „Ich hatte keine Bewegung, stattdessen aß ich mehr Süßes und nahm an Gewicht zu“, erinnert sie sich. Die Schwimmbäder waren geschlossen, niemand spielte Volleyball, und Joggen kam für Silvia wegen ihrer Hüfte nicht in Betracht. Da begann sie Fahrrad zu fahren. Zuerst kleine Erkundungsfahrten in die umgebenden Straßen, dann immer länger Strecken. Sie wurde Teil des seit ca. 2017 bestehenden Fahrradkollektivs „Pedaleando Villa El Salvador“, eine Art Verein von rund 150 Fahrradfahrer\*innen aus Villa El Salvador. Der Verein organisiert gemeinsame Fahrradausflüge, erkundet neue Routen in die Umgebung, und veranstaltet sogenannte „Masas criticas“ (in Deutschland ebenfalls bekannt als „Critical Mass“): An einem bestimmten Abend im Monat verabreden sich alle Radler\*innen zum gemeinsamen Fahren durch die Stadt, zu einer Art Fahrraddemo. „Wir wollen



© Hildegard Weller

damit den Autofahrern zeigen, dass die Straße uns auch gehört, dass wir ein Recht haben, die Straße zu benutzen und dass die Autofahrer Rücksicht auf uns nehmen müssen.“

Von den rund 150 aktiven Mitgliedern des Vereins sind gerade mal fünf Frauen – etwas, das sich unbedingt ändern muss, findet Silvia. „Viele Frauen fahren nicht Fahrrad, weil sie nicht sexuell belästigt werden wollen.“ Auch Silvia ärgert sich über verbale und auch schon mal handgreifliche Anmache von übergriffigen Männern, wenn sie in ihrer Fahrradkluft durch die Straßen fährt. Daran will sie sich nicht gewöhnen. Gewöhnt hat sie sich dagegen an die Gefahren der Straße – Autos, Motorradfahrer, Lastwägen, die hautnah an den Fahrradfahrer\*innen vorbeifahren oder ihre Vorfahrt missachten, ihnen Wege abschneiden. „Du musst sicher im Sattel sitzen und die Gefahr einschätzen können.“ Silvia kann das. Denn die Alternative wäre, sich von der Angst niedermachen zu lassen, und das ist Silvias Sache nicht.

Längst hat sie mit ihrem Fahrrad die Straßen Villa El Salvadors verlassen. Das Radfahren auf ihrem neuen elfgängigen Mountainbike ist Teil ihres täglichen Lebens.

13 Kilometer einfach fährt sie jeden Tag zu ihrer Arbeit in einer Hundepension am anderen Ende der Stadt – mit dem Bus würde sie Stunden dazu brauchen. Mit dem Rad kann sie über einen Hügel ins andere Tal fahren. „Einmal habe ich die einfache Strecke in 35 Minuten geschafft“, sagt sie stolz. Und sie spart außerdem noch das Fahrge­d – denn davon hat Silvia als alleinerziehende Mutter der 13-jährigen Dafne wahrlich nicht zu viel.

„Mit dem Fahrradfahren habe ich eine neue Freiheit, ein neues Abenteuer entdeckt“, schwärmt Silvia. Und nicht zuletzt hat sie eine Natur vorgefunden, von der sie nicht wusste, dass sie in unmittelbarer Umgebung von Villa El Salvador existiert: Auf den umgebenden Sandhügeln und -bergen blühen im Winter Moos, Gräser und sogar Blumen. Es gibt Bäume, Wasserlöcher. Nur wer mit dem Fahrrad unterwegs ist, lernt dies auch zu schätzen. Und deswegen sind Fahrradfahrer\*innen auch immer Umweltschützer\*innen. Kein Fahrradfahrer würde Müll wegwerfen, eben weil diese Orte so kostbar sind – und weil es so mühsam ist, sie zu erreichen. Andererseits sieht sie bei ihren Fahrten, wie sehr die Naturgebiete gefährdet sind. Vor allem illegale Landbesetzer\*innen missachten jegliche Regeln und besetzen geschütztes Land – oft in der Absicht, es gewinnbringend weiterzuverkaufen.

Anders als dies für Fahrradaktivist\*innen in Europa der Fall sein kann, ist Fahrradfahren für Silvia kein klimapolitisches Statement. Sie hat an sich nichts gegen das Autofahren – sie und ihre Familie haben, wie die meisten Familien in Villa El Salvador, noch nie ein Auto besessen. Auch hat sie nichts gegen das Fliegen. Einmal in ihrem Leben ist sie geflogen, nach Cusco, „um meiner Tochter Macchu Picchu zu zeigen“. Silvia Laiz muss ihren ökologischen Fußabdruck nicht einschränken. Deswegen ist Fahrradfahren für sie eine neu gewonnene Freiheit, aber keine Option gegen das Auto oder ein anderes Verkehrsmittel. „Es kommt darauf an, wofür man es braucht. Mit einem Auto könnte ich mehrere Leute mitnehmen, die zum Beispiel nicht Rad fahren.“

Noch sind die Radfahrer\*innen in Villa El Salvador eine kleine Gruppe, die aber seit der Pandemie am Wachsen ist. Die Kämpfe um die Vorherrschaft auf den Straßen werden zunehmend auch in Lima geführt. „Ich wünschte mir, dass alle Verkehrsteilnehmer – Autofahrer, Radfahrer und Fußgänger – sich gegenseitig respektieren und sich ihren Platz lassen.“ ■



# Ascencio Vásquez

## Zu Besuch in den Hügeln des Frühlings

Von Hildegard Willer

Lima, die Zehn-Millionen-Stadt am Pazifik, scheint kein Ende zu nehmen. Seit zwei Stunden schon ruckelt der Bus über staubige Straßen. Händler schreien mit den Hupen der Autos um die Wette und bieten Säfte, Zeitungen oder Gebäck feil. Der Ausrufer des Busses steht an der Tür und sammelt Fahrgäste ein.

Je mehr sich der Bus Richtung Peripherie bewegt, desto grauer werden die Straßen, unfertiger die Häuser und desto mehr Müll liegt an den Rändern. Ganz am Ende der Stadt schnauft der Bus den trockenen Hügel hoch. Es ist hier ruhiger. Zwischen den Häusern stehen Bäume oder sogar ein kleiner Garten.

Die jüngste Siedlung im Viertel Carabaylo im äußersten Norden Limas nennt sich „Primavera“ - Frühling. Und das völlig zurecht.

Unten in Lima ist kalter Winter. Beziehungsweise das, was die Limeños so nennen: ständig Küstennebel, kein Sonnenstrahl, hohe Luftfeuchtigkeit und eine klamme Kälte, die einem nicht aus den Knochen weicht und den 14 Grad auf dem Thermometer Hohn spricht. In Primavera lässt sich die Sonne immerhin hinter einer dünnen Nebelschicht erahnen.

### Ein Wanderweg in die Lomas

Diesen Flecken Erde hat sich Ascencio Vásquez vor 14 Jahren ausgesucht, um sein Häuschen zu bauen. Nicht wegen der Aussicht auf die umgebenden Hügel und die darunterliegende Großstadt. Sondern weil die Grundstücke in Primavera die billigsten waren, ohne Strom, ohne Wasser und ohne geteerte Straße. Ein Stück Land an einem kargen Hügel.

Der 48-Jährige tritt in Wanderschuhen und Anorak vor die Tür und zeigt mit dem Finger die Hügel hinauf, die sich hinter seinem Haus erstrecken: Dort beginnen die Lomas de Primavera – die Hügel, die mitten in der Wüste im Winter zu blühen beginnen. Seit zehn Jahren hat es sich Ascencio Vásquez zum Ziel gesetzt, sie zu schützen und sie als Naherholungsgebiet bekannt zu machen.

Der drahtige Mann steigt behände die Stufen hinter dem Haus hoch. Seine Schwester Rosa begleitet ihn. Sie wohnt in der Nachbarschaft. „Willkommen bei den Hügeln von Primavera“ steht auf einem Holzschild. Hier beginnt der Wanderweg. In einem Buch trägt sich jeder Besucher ein und entrichtet den Eintrittspreis von umgerechnet 1,50 Euro.

In die Erde sind kleine Stufen gehauen, die den Aufstieg erleichtern. Nach zweihundert Metern steht eine Wanderkarte. Die Stadtverwaltung von Lima hat sie zusammen mit dem Ökologischen Loma-Verein von Primavera aufgestellt. Doch bisher finden nur wenige Ausflügler\*innen hierher.

## Die Wüste lebt

Die Küsten-Lomas sind einzigartige Ökosysteme, die an der gesamten peruanischen Pazifikküste vorkommen und den Moloch Lima wie einen Kreis umschließen. Sie bilden kleine Inseln inmitten der kargen Küstenberge, die während weniger Wintermonate ergrünen. Dann wenn der Küstennebel, die Garua, so dicht vom Pazifik aufsteigt, dass man keinen halben Meter weit sehen kann, tritt man auf einmal auf grünes Moos und Kräuter. Vögel zirpen, Eidechsen huschen und wenn man Glück hat, findet man sogar ein paar Blumen. In Peru gibt es 67 Lomas, die 783 000 Hektar bedecken und sich von der Meereshöhe bis auf 800 Höhenmeter erstrecken.

Obwohl es in den Lomas nie regnet, nässt der feuchte Nebel den Boden und lässt Gräser, Sträucher und sogar die gelbe Amancaes-Blume während weniger Monate erblühen. Früher pilgerten die Limeños zur Amancaes-Blüte in die Lomas von Manchay, wie es die berühmte Sängerin Chabuca Granda in ihrem Lied “Jose Antonio” besingt.

Die touristische Erschließung des Ökosystems begann 1977. Die ersten wurden in Lomas de Lachay errichtet,



Ascencio Vasquez führt am Wochenende Besuchergruppen durch die Lomas de Primavera. 2022 brachte der Nebel wenig Feuchtigkeit mit sich; die Lomas blieben grau.

80 Kilometer südlich von Lima. Das ist ein Naherholungsgebiet vor allem für Menschen der Mittelschicht – denn man kommt nur mit dem Auto dorthin. 2003 errichteten die Bewohner\*innen des Dorfes Quebrada Verde einen Loma-Rundweg in dem Vorort Pachacamac. Da er gut mit dem Bus zu erreichen ist, wurde er zum Ausflugsziel für Limeños, die sich am Sonntag in der Natur bewegen wollten, anstatt in eines der beliebten Schlemmerlokale zu gehen.

### Vom grünen Cajamarca in die Wüste von Lima

Ascencio Vásquez hatte bereits bemerkt, dass die Hügel hinter seinem Haus in den Wintermonaten von Juli bis September immer grüner werden. Er war sie des Öfteren hochgelaufen.

Ascencio Vásquez ist in der nordperuanischen Region Cajamarca geboren und liebt die Berge und die Natur. Viele Jahre hatte er als Bauer auf dem Land gearbeitet. Daneben schrieb er Gedichte und Erzählungen, die er selbst verlegte und in Schulen und Gemeinden verkaufte.

Nach Lima zog er mit seiner Familie auf der Suche nach einer besseren Arbeit. Er wurde Maurer, baute sein Häuschen in Primavera und begann, seine Nachbar\*innen für den Erhalt der Lomas von Primavera zu organisieren, nachdem er bei einer Informationsveranstaltung der Stadt von der Bedeutung der Lomas gehört hatte. Dass sie ein einzigartiges Ökosystem sind und potentieller Erholungsraum für die Bewohner\*innen von Lima.

Der Anfang war hart: Von 14 Nachbar\*innen blieben gerade mal fünf übrig. Die anderen sprangen ab, als sie merkten, dass sie mit diesem Engagement keinen Gewinn machten.

Ascencio Vásquez und seine Familie blieben dabei. 2016 gründeten sie den Ökologischen Verein Lomas von Primavera. Der hat mittlerweile zehn Mitglieder. Sie legen Wege an, stellen Hinweisschilder auf. Dabei arbeiten sie mit der Stadtverwaltung und anderen Behörden zusammen. All dies ist Freiwilligenarbeit. Sie verdienen nur etwas, wenn Gäste sie für die Führung bezahlen oder Getränke kaufen. Vom Eintrittspreis von umgerechnet 1,50 Euro halten sie die Wege instand.

Dank der Werbung auf Facebook sind nach und nach immer mehr Ausflügler\*innen gekommen. Ascencio Vásquez führt gewissenhaft Buch: 450 Besucher\*innen waren es im Jahr 2015; 4000 im Jahr 2019. Bis Corona kam und sie schließen mussten.

Erst 2022 läuft der Betrieb langsam wieder an – mit bisher 1000 Besucher\*innen.

Wie in Primavera haben sich auch in anderen Teilen Limas Bürgerinitiativen zum Schutz der Lomas gebildet. 14 von ihnen haben sich im Netzwerk der Lomas zusammengeschlossen. Ascencio Vasquez ist dessen Vorsitzender.

### **Es geht um viel Geld**

Doch die größten Kopfschmerzen bereiten Ascencio Vasquez die Grundstücksspekulanten. Einige Nachbar\*innen unterstellen ihm, er würde sich nur für die Lomas engagieren, um sich die Grundstücke unter den Nagel zu reißen, berichtet Ascencio Vasquez. Bei seinen Besuchen in den Lomas sieht er immer wieder abgegrenzte Grundstücke, manchmal mit einer Hütte drauf.



2019 war der Küstennebel dicht und feucht und hat die Lomas zum Grünen gebracht.

Die Hügel gehören dem Staat und sind seit einigen Jahren sogar ein städtisches Naturschutzgebiet. Doch das stört die Grundstücksspekulanten nicht. Sie nutzen die Wohnungsnot der Menschen aus, um sich zu bereichern.

Die Menschen, die dort wild siedeln, haben einer Schwindelfirma Geld bezahlt für ein Grundstück, das gar nicht im Grundbuch eingetragen ist. Oder sie haben von Spekulanten Geld erhalten, um Land zu besetzen.

Damit nutzen sie schamlos eine Besonderheit des peruanischen Gesetzes aus: Landbesetzer\*innen können nach einigen Jahren ihr Grundstück legalisieren und dann legal weiterverkaufen. Bürgermeister\*innen sind oft nicht erpicht auf die negative Propaganda, wenn sie Landbesetzer\*innen mit Gewalt vertreiben.

„Wir wissen, wo du wohnst“, „wir werden dich töten“: Mehrfach wurde er bei Gemeindeversammlungen bedroht. Ascencio Vásquez bekam es mit der Angst zu tun, bat um Polizeischutz. Doch die Behörden können ihn nur begrenzt schützen. Sie haben zu wenig Mittel oder auch kein Interesse, sagt er.

Doch die Grundstückspekulanten sind nicht die einzigen, die sich die Hügel einverleiben wollen: Firmen bauen Ton und Sand ab für die nie abnehmende Bauwut in Lima.

### Die Wüste blüht nicht mehr

„Da, hast du die Eidechse gesehen? Und dort ist ein wilder Tomatenstrauch.“ Ascencio und Rosa gehen schnellen Schrittes die Hügel hoch. Sie kennen die Flora und Fauna der Lomas. Uhus gibt es dort, blaue Wespen, Wildkartoffeln und schwarze Brennnesseln.

Doch im Juli 2022 bleiben die Lomas braun. Allenfalls ein wenig dunkelgrün schimmert es da und dort, wo sonst um diese Jahreszeit grüne Büschel wachsen. „Nach 2020 ist es schon das zweite Jahr, dass die Lomas zu trocken sind“, sagt Ascencio Vásquez. Der Winternebel enthält nicht genug Feuchtigkeit, um die Wüste zum Blühen zu bringen. Noch sei die Datenlage zu gering, um sagen zu können, dass dies dem Klimawandel geschuldet ist. Besorgniserregend ist es auf jeden Fall.

Ascencio hat seinen Anorak ausgezogen. Je höher er steigt, desto kräftiger dringt die Sonne durch die nur noch hauchdünne Wolkenschicht. Noch 200 Meter und er ist am Ziel: Er hat die Wolkendecke hinter sich gelassen. Der Himmel ist blau. Ascencio Vásquez schaut hinunter auf die zum Greifen nahen Wolken.

Für diesen Moment, sagt er, lohnt sich all der Ärger, all die Mühe. ■



Juana Mamani  
Elvira Chicani



# Juana Mamami und Elvira Chicani

## Die Hüterinnen des Sees

Von Hildegard Willer

Es ist einer der schönsten Orte am Titicaca-See. Die Halbinsel Capachica ragt wie ein Finger in den größten See Südamerikas hinaus und erinnert an die Karibik. Das Wasser schillert von türkis bis himmelblau. Feiner weißer Sand bedeckt den Strand, die Sonne strahlt vom Himmel. Nur die Menschen in Anorak und Mütze passen nicht recht zum Karibik-Feeling. In Capachica, auf 3800 Meter Höhe, mitten in den Anden, weht das ganze Jahr ein kalter Wind, nachts können die Temperaturen unter null sinken.

Juana Mamani ist an und mit dem See aufgewachsen: „Eine Quelle des Lebens, ein Wunder“ sei der See, sagt die 51-jährige Bäuerin aus Capachica. Der See gab ihnen Fische, die Kühe labten sich am Laichkraut der Ufer, das Schilfrohr diente zum Bauen von Booten, und das Wasser aus dem See konnte man trinken.

Juana Mamani schöpft mit der hohlen Hand Wasser aus dem See und betrachtet es besorgt. Wohl schimmert das Wasser vor der Halbinsel immer noch blau, aber von den drei Arten von Laichkraut, die früher am Ufer wuchsen gibt es nur noch eines. Die Milch der Kühe sei dünner und weniger geworden, sagt Juana Mamani.

Zu Hause in ihrem Dorf auf der Halbinsel wohnt die Mutter eines erwachsenen Sohnes alleine. Sie hält ein paar Schweine und baut auf 2,5 Hektar Kartoffeln, Gerste, Bohnen, Mais und Quinoa an. Das meiste ist für den Eigenkonsum, zweimal jährlich verkauft sie Überschüsse auf dem Markt.

Für den Rückgang der Pflanzen und die niedrige Milchleistung der Kühe macht Juana Mamani das schmutzige Wasser des Coata-Flusses verantwortlich. Es fließt bei Capachica in den See. Die gut 50 Kilometer entfernte Großstadt Juliaca ist in den letzten Jahren auf 250 000 Menschen angewachsen. Die für die Menge an Menschen nötigen Kläranlagen sind aber nicht gebaut worden. Die Abwässer von Juliaca werden nur notdürftig gefiltert in den Coata-Fluß eingeleitet. Der nimmt auf seinem 60 Kilometer langen Weg weitere Abwässer und Müll aus anliegenden Gemeinden auf, bevor er bei Capachica in den Titicaca-See mündet.

### **Der Dreck der Stadt landet im See**

Was haben die Bewohner\*innen von Coata nicht schon alles versucht, um die Städter von Juliaca davon abzuhalten, ihren Dreck flussabwärts zu schicken: den Fluss gestaut haben sie; Protestmärsche organisiert; bei der Stadt und der Regionalregierung vorgeschrieben. Schon längst hat das Wohnungsbauministerium den Ortschaften am Titicaca-See neue Kläranlagen versprochen – doch bis heute ist keine davon im Bau. Zuviel Bürokratie, Korruption, viele Wechsel in den Ministerien. Die Gründe für die fehlende Umsetzung sind mannigfaltig – und nicht immer ist es der Mangel an Geld.

Ein anderes Gift im Titicaca-See ist fast unsichtbar aber mindestens genauso gefährlich wie das stinkende Dreckwasser aus Juliaca. Die Goldgräberstädte Rinconada und Ananea leiten Abraum, Schlamm und Quecksilber in die Bergbäche, die dann hundert Kilometer weiter unten ebenfalls in den See münden. „Im See finden wir praktisch keine Andenkärpflinge mehr“ bestätigt Juana Mamani und wenn sie doch einen fangen, dann müssen sie befürchten, dass der Fisch zu viel Quecksilber oder andere Schwermetalle enthält.

### **Umweltschutz ist eine Sache der Frauen**

Angesichts der vielen Umweltprobleme würden andere resignieren. Doch Resignation ist Juana Mamanis Sache nicht. Schon als junge Frau hat sie, die gerne schreibt, aber als Mädchen gerade mal die Primarschule besuchen durfte, die Protokolle bei den Versammlungen ihres Vaters geführt. „Ich habe gesehen, welch ein schweres Leben meine Eltern hatten, und dass jemand fehlte, der

sich für die Rechte der Gemeinschaft einsetzt“. Über die Mitarbeit in der katholischen Pfarrei kam sie zuerst zur Frauenarbeit und später zum Umweltschutz. Juana wurde Vorsitzende der indigenen Umweltschützer\*innen des staatlichen Naturschutzgebietes am Titicaca-See. Heute ist sie Mitglied einer Gruppe von Frauen aus allen Orten entlang der Ufer des Titicaca-Sees, die sich zusammengenannt haben, um den See zu schützen. Wie die Hausarbeit, ist auch Umweltschutz in Capachica vor allem eine Sache der Frauen. „Die Männer sind tagsüber bei der Arbeit. Wir Frauen waschen und kochen mit dem Wasser zu Hause und merken als erste, wenn etwas nicht mehr stimmt.“

© Yda Ponce



In ihrem Dorf Capachicha organisiert Juana Mamani eine Müllsammel-Aktion.

Die Frauen wollen politisch Einfluss nehmen und machen den Behörden Druck, damit sie endlich moderne Müllhalden und Kläranlagen bauen. Aber auch das Verhalten der einzelnen Personen trägt zum Umweltschutz bei. „Vor rund 30 Jahren kamen die ersten Plastikflaschen ins Dorf“, erinnert sich Juana Mamani. Seitdem ist der Plastikberg auch in ihrer Gemeinde angewachsen: Plastikflaschen, Plastikverpackungen, die unvermeidlichen Plastiktüten, die man in jedem Krämerladen in ganz Peru angeboten bekommt, auch wenn man nur eine Packung Nudeln kauft. Oder das Plastik-Wegwerfgeschirr, das bei den großen Festen benutzt wird. Aber auch die Konservendosen mit Thunfisch, die von den staatlichen Sozialprogrammen an den Schulen verteilt werden – all das lässt die Müllberge selbst in abgelegenen Dörfern wie Capachica anwachsen.

Juana ruft deswegen zu Müllsammel-Kampagnen auf. Wer mitmacht, bekommt Plastik-Säcke, um den Müll einzusammeln, der dann auf eine Müllhalde gefahren wird.

Juana Mamani scheut sich auch nicht, sich politisch zu engagieren. Bei den letzten Kommunalwahlen hat sie für das Bürgermeisteramt kandidiert – bisher erfolglos. Eines ist sicher: Um ihren See wieder sauberer zu machen, wird sie nicht lockerlassen.

Auch die Halbinsel Chucuito ragt wie ein Tintenkleck in den Titicaca-See hinaus. Vom Ufer des Dorfes Perka Norte sieht die Halbinsel Capachica am anderen Ende des Sees zum Greifen nahe aus. Man könnte meinen, Elvira Chicani könnte vom Ufer vor ihrem Haus bis zu Juana Mamani hinübrufen. Doch die klare Luft täuscht. Gut 20 Kilometer liegen zwischen den beiden Halbinseln. Und da keine Boote verkehren, muss der Bus die ganze Uferstraße abfahren und braucht gut drei Stunden von einer Halbinsel zur anderen. Auch sonst würden sich Juana Mamani und Elvira Chicani womöglich nicht verstehen: Juana spricht Quechua, Elvira dagegen ist Aymara. Und während Juana an einem Ort wohnt, der zwar wunderschön, aber dessen Wasser bereits verschmutzt ist, so lebt Elvira Chicani an einem Ort der noch sauberes, klares Wasser hat.

Doch beide eint die Sorge und der Schutz ihres Titicaca-Sees.



Elvira Chicani und ihr Mann Feliciano am Ufer vor ihrem Haus in Perka Norte.

## Geheimwaffe Frosch

Bis vor ein paar Jahren war es für Elvira und ihren Mann Feliciano selbstverständlich, dass sie sauberes Wasser, saubere Luft hatten, Fische im See, und Gras auf der Weide für ihre Schafe. Doch der Klimawandel macht selbst vor der Idylle auf der Halbinsel Chucuito nicht Halt. Es regnet weniger, und wenn, dann heftig. Wenn der Regen gar nicht kommen will, dann haben die Menschen in Perka Norte eine Geheimwaffe: den Frosch aus dem Titicaca-See.

Nur im Titicaca-See lebt der *Telmatobius Culeus*, wie der Titicaca-Riesenfrosch bei den Biologen heißt. Er kann bis zu 20 Zentimeter lang werden, lebt ausschließlich im Wasser, hat lange kräftige Hinterschenkel und mehr Falten als eine steinalte Galapagos-Echse. Wenn er schwimmt, werden aus den Falten Schwimmhäute, mit denen der Frosch sich behende im Wasser bewegt.

**Klicken Sie hier  
zum Video mit  
Elvira Chicani.**

Elvira Chicani kennt den Frosch seit ihrer Kindheit. Angst habe sie nie gehabt vor ihm, sagt sie. Aber dass der Frosch besonderen Schutz benötigt, weiß sie erst, seit die Forscher der Zoologischen Gesellschaft Denver aus den USA nach Perka Norte kamen und begannen, die Frösche zu vermessen und den Menschen im Dorf erzählten, dass ihre Frösche etwas ganz Besonderes sind. Das Wasser vor Perka Norte ist recht sauber und deswegen leben hier noch viele Frösche. Wie die allermeisten Amphibien sind sie jedoch stark vom Aussterben gefährdet; da sie über die Haut den Sauerstoff aus dem Wasser aufnehmen, kommen sie in direkter Berührung mit den Giftstoffen, die im Wasser schwimmen.

Doch noch eine andere Gefahr droht den Fröschen: In ganz Peru gilt Frosch-Saft als gesundheits- und potenzfördernd. Zwar ist der Verkauf von Fröschen inzwischen verboten, aber in den Märkten der Andendörfer und in den Vororten der Städte findet man noch viele Saft-Läden, die unter der Hand auch den „extracto de rana“, den Frosch-Extrakt anbieten. Dazu wird ein lebendiger Frosch totgeschlagen, und zusammen mit der Macawurzel, Ingwer und weiteren Zutaten im Mixer verquirlt. Der Potenztrunk sei ohne Frosch halt nicht wirksam – wissenschaftlich nicht belegt, aber im peruanischen Volksglauben fest verankert.



©Roberto Elias

Den Titicaca-Riesenfrosch gibt es nur im Titicacasee. Er ist vom Aussterben bedroht.

Elvira Chicani und die Frauen von Perka Norte sind deswegen besonders auf der Hut, wenn Unbekannte auftauchen und Frösche kaufen wollen. „Wir sagen dann Nein, ich habe auch schon mal jemanden verjagt“, sagt Elvira Chicani in ihrem ungeübten Spanisch. Dafür hat sie ihren ganzen Mut zusammengenommen. Sonst ist sie eher schüchtern, muss die Worte in Spanisch suchen, und lächelt, statt zu sprechen, lieber übers ganze Gesicht und lässt ihre weißen Zähne funkeln.

### **Der Frosch auf dem Berg bringt den Regen**

Schon immer haben die Frauen der Halbinsel Chucuito gestrickt und gewebt. Die handbestickten Blusen und Röcke ziehen sie jeden Tag an – und die Decken, Schals und Mützen verkaufen sie auch auf dem Markt. Seit kurzem stricken sie auch kleine Schlüsselanhänger in Froschform. Damit machen sie nicht nur auf die Frösche aufmerksam, sondern verdienen auch ein Zubrot.

Dass die Frösche eine besondere Kraft haben, das wussten Elvira und die Menschen von Perka Norte schon lange bevor die Forscher aus Denver kamen. Denn die Frösche können Regen machen. Wenn der Regen im Oktober und November immer noch ausbleibt, dann fahren die Männer mit einem Yatiri, einem Schamanen, auf den See hinaus, bitten den See um einen Frosch und bringen ihn in einem Eimer an Land. Dann wird eine Frau aus dem Dorf ausgelost, die eine Tonschale mit dem Frosch in ihrem Rock auf den nächsthöchsten Berg trägt. Die ganze Gemeinde und der Yatiri begleiten sie dabei. Elvira breitet mit ihren Händen ihren weiten roten Rock aus und zeigt, wie dort die Tonschale mit dem Frosch getragen wird. Auf dem Berg hält der Yatiri einen Pago, ein Dankes- und Bitritual ab. Wenn nach einer Woche immer noch kein Regen fällt, wird das Ritual wiederholt. Wenn der ersehnte Regen kommt, wird der Frosch wieder dem See übergeben.

Und wenn es immer noch nicht regnet? „Das Ritual funktioniert immer“, sagt Elvira Chicani sehr bestimmt, und ohne jede Spur von Verlegenheit. ■



Oben: Die Vorstands-Frauen des Kukama-Frauenverbandes; in der Mitte ihre Präsidentin Mariluz Canaquiry.  
Unten: Mari Tello (rechts) von Radio Ucamarca in Nauta unterstützt die Klage der Frauen. Im Hintergrund das Wandgemaelde mit der großen Schlange, der Mutter allen Lebens im Fluss.

# Mariluz Canaquiry und Mari Tello

## Geballte Frauenpower für einen Fluss

Von Hildegard Willer

In den Untiefen des Flusses, den „Cochas“, lebt die Purahua, die große Schlange. Man nennt sie auch die Mutter des Flusses und allen Lebens. Von ihrem Schleim nähren sich die Fische und alle Lebewesen des Flusses. Stirbt die Purahua, die große Mutter, wird auch bald der Fluss versiegen.

Ihr Großvater und ihre Mutter haben ihr als Kind bereits von der Purahua erzählt. Mariluz Canaquiry kann sich gut daran erinnern. Die Alten haben noch ihre Sprache Kukama gesprochen – aber bereits Mariluz Canaquiry, die heute 54 Jahre alt ist, vierfache Mutter und sechsfache Großmutter, hat nicht mehr Kukama gelernt. Sie kann heute gerade noch ein paar Wörter in der Sprache ihrer Vorfahren sagen. „Meine Eltern haben sich für ihre Sprache geschämt und wollten nicht, dass wir sie lernen“, sagt sie voller Bedauern.

In ihrem Dorf Shapajilla, eine Tagesreise mit dem Boot von der Kleinstadt Nauta am Fluss Marañón entfernt, lebt sie heute von den Bananen, dem Maniok und dem Mais, den sie anbaut. Wenn es Fische zu essen gibt, dann ist das ein Festtag. „Früher, wenn die Fische flussaufwärts zogen, auf der Suche nach Nahrung, konnten wir so viele fangen, dass wir sie einsalzen und für das ganze Jahr aufbewahren konnten“, erinnert sich Mariluz. Diese Zeit sei längst vorbei. Immer weniger Fische leben im Marañón und seinen Zuflüssen.

## **Eine Pipeline und eine geplante Wasser-Schnellstraße gefährden den Fluss**

Schuld daran sind unter anderem das Erdöl, das immer wieder aus den Bohrlöchern und der Pipeline in den Fluss gelangt. Denn seit über 50 Jahren wird mitten im peruanischen Amazonasgebiet Erdöl gefördert. Seit langem kämpft Mariluz dagegen. Doch nichts macht sie so wütend wie der Plan der peruanischen Regierung, den Marañón auszubaggern, damit große Schiffe dort fahren können.

Der Fluss gibt Nahrung, Wasser zum Kochen und Waschen, ist Badezimmer, Waschküche, Spielplatz für die Kinder und Verkehrsweg in einem. Wo er sich mit dem Ucayali-Fluss vereint, ist er 1,7 Kilometer breit. Ab dort heißt der Fluss Amazonas.

Wenn die Bagger kommen, dann würden sie das Leben am Fluss umkrempeln und vieles zerstören.

Das will Mariluz Canaquiry verhindern. Sie ist Vorsitzende des Verbandes der Kukama-Frauen „Federación Huaynakana Kamatahuara Kana“. Der Verband klagte mit Hilfe der Menschenrechtsorganisation Instituto de Defensa Legal gegen die Ausbaggerung des Flusses. Eine zweite Klage richtete sich gegen die Behörden, die ihnen die Auszahlung der ihnen zustehenden Gelder aus den Erdölabgaben verweigerten oder verschlammten.

Doch die wichtigste Klage reichten die Kukama-Frauen am 7. Oktober 2021 beim Gericht in Iquitos ein: Der Fluss Marañón soll eine eigene Rechtspersönlichkeit bekommen und damit auf die Einhaltung folgender Rechte klagen können: auf Existenz; frei zu fließen; als Ökosystem ungehindert zu funktionieren; Freiheit von Verschmutzung; Recht, von den Zuflüssen genährt zu werden; Recht auf Biodiversität und einiges andere.

## **Ein Fluss klagt an**

In Kolumbien, Neuseeland und Kanada haben Gerichte Flüssen bereits die Rechtsperson zugesprochen. In Peru ist die Klage der Kukama-Frauen die erste dieser Art. Mariluz Canaquiry hofft, dass mit der Anerkennung des Flusses als Rechtssubjekt der Marañón endgültig vor Eingriffen geschützt wird: seien es Staudämme, Erdölbohrungen, Goldsucher oder Holzfäller. Und vor dem Ausbau der Wasserstraße.



Mariluz Canaquiry (Mitte) und vier weitere Frauen des Vorstandes der Vereinigung der Kukama-Frauen.

Der ist zwar vorläufig gestoppt, weil die Firma sich zurückgezogen hat. Noch ist aber nicht klar, ob der Staat das Vorhaben aufgegeben habe, sagt Canaquiry. Gerade an der Mündung des Samiria-Flusses in den Marañón gebe es besonders viele Untiefen, in denen nicht nur die Große Mutterschlange wohnt, sondern auch die Toten der Gemeinden. In der Kosmvision der Kukama leben die Toten oder Verschwundenen unter Wasser in Städten. Und diese sollen nun durch Bagger zerstört werden? Ein Drama.

### Die Frauen packen an

Es ist kein Zufall, dass es vor allem die Frauen sind, die sich um die Umwelt Sorgen machen. „Wir Frauen kümmern uns um die Welt, die wir unseren Kindern hinterlassen, wir möchten, dass sie mehr Chancen haben“, sagt Mariluz Caniquiry. Die Männer hätten eine solche Klage nie in die Wege geleitet, meint sie.

Vor 21 Jahren hat sie den Verband der Kukama-Frauen mitgegründet. Heute gehören ihm Frauen aus 29 Dörfern an.

## Frauenrechte kamen zuerst

Es war nicht leicht, sich als Frau bei den männlichen Dorfoberen Gehör zu verschaffen, erinnert sich Mariluz. „Frauensachen seien das“, hätten die Männer gesagt, wenn sie sich zu Gesundheitsthemen oder zur Schule ihrer Kinder äußerte. Dabei war Mariluz nie schüchtern, mischte sich schon als junge Frau ein in das Dorfleben, übernahm Posten im kommunalen Glas-Milch-Programm und in der Pfarrei.

„Ich werde wütend, wenn ich sehe, dass unsere Kinder keine Bildung erhalten, oder wir bei den Behörden abgewiesen werden“, sagt Mariluz Canaquiry. Dass sie, nur weil sie ungebildete Indigene seien, keinen Zugang zu sauberem Trinkwasser haben – obwohl aus ihrem Gebiet Erdöl im Wert von Millionen von Dollar herausgeholt wurde. „Diese Ungleichheit erzürnt mich und spornt mich an, weiterzumachen.“

Heute sei vieles besser für die Kukama-Frauen. Doch immer noch gebe es Frauen, die auf die Bitte, mitzumachen, antworten: Da muss ich erst meinen Mann oder meinen Sohn fragen.

Dass die Frauen mit der Klage eine große Öffentlichkeit erreichten, hat einigen Männern aus den traditionellen Indigenen-Organisationen gar nicht gepasst. „Wie können Frauen etwas zum Territorium sagen, wenn sie doch gar kein Land besitzen?“ sei einer der Sprüche gewesen.

## Verstärkung vom Radio

Eine Verbündete hat Mariluz in ihrer Namensvetterin Mari(lez) Tello von Radio Ucamara in der Kleinstadt Nauta. Nauta ist von Iquitos knapp zwei Fahrstunden entfernt und die einzige Stadt, die von Iquitos aus mit einer Straße verbunden ist. Mariluz ist oft Interview-Gast von Mari Tello in Radio Ucamara. Beide ziehen am selben Strang. Sie wollen, dass der Fluss Marañón besser geschützt wird.

Radio Ucamara ist eins von zwei Radios des katholischen Vikariats von Iquitos. Es ist viel mehr als nur ein Radio: Es gibt den Menschen in den Dörfern eine Stimme und setzt sich für die Bewahrung der Kukama-Kultur ein.

Auf das Thema Umweltschutz ist Radio Ucamara durch die vielen Erdölnfälle gekommen. 2010 gab es einen Schiffsunfall, bei dem Erdöl in den Fluss lief. 2014 brach in einem der Dörfer die staatliche Pipeline. Die Erdölschlieren zogen den ganzen Fluss hinunter und machten das Wasser vieler Gemeinden unbrauchbar. Seither ist die Pipeline immer wieder gebrochen – sei es wegen schlechter Wartung oder wegen Sabotage. Die Leidtragenden sind die Menschen in den Dörfern, die dann kein Wasser mehr haben.

Dass seit 2014 die Erdölverschmutzung in der Hauptstadt Lima und im Ausland wahrgenommen wird, liegt auch an der unermüdlichen Arbeit von Radio Ucamara. „In keinem anderen Radiosender hörte man etwas von den Erdölnfällen“, erinnert sich Mari.

© José Rondal Silvano



Mari Tello arbeitet seit 15 Jahren als Journalistin bei Radio Ucamara in Nauta.

## Eine Kindheit mit Erdöl

Die Probleme mit dem Erdöl kennt Mari Tello seit ihrer Kindheit in einem Dorf nahe einem Bohrloch. Erdölausstritte waren Alltag, doch niemanden schien das zu kümmern. Die staatliche Erdölfirma redete den Leuten sogar ein, das Erdöl im Wasser sei unschädlich. Erst nach und nach, sagt Mari Tello, würden die Menschen gewahr, wie gefährlich Erdöl ist, wenn es mit der Haut in Berührung kommt oder sogar geschluckt wird.

Radio Ucamara berichtet aus den Dörfern, lässt die Menschen erzählen, fragt bei den Behörden um Hilfe nach. Radio Ucamara betreibt aber auch lokale Geschichtsforschung, schreibt zum Beispiel die Erinnerungen der alten Kukama an den Kautschuk-Boom vor fast 100 Jahren und seine Nachwirkungen auf. Neben Radio gehören auch Videos zu ihrem Repertoire. Eine Video-Reportage von Radio Ucamara über den letzten Unfall vom 16. September 2022 kann man auf [YouTube mit deutschen Untertiteln](#) anschauen.

Vor ein paar Jahren hat ein Team von Radio Ucamara die Menschen in den Dörfern befragt, was der Fluss für sie bedeutet, und hat sie gebeten, Landkarten des Flusses zu zeichnen. Das Ergebnis war eindeutig: In den Augen der Leute, ist der Fluss sehr viel mehr als nur ein nützliches Gewässer. Bilder aus dieser „spirituellen“ Fluss-Landkarte schmücken heute die Wände am Eingang zu Radio Ucamara in Nauta.

Mari Tello möchte, dass ihre Radioarbeit vor allem den Menschen in den Dörfern zugutekommt, die am wenigsten Zugang zu Medien, Bildung und Informationen haben. „Denn wir alle, die im Radio arbeiten, kommen ursprünglich aus einem Dorf am Fluss.“

Die Klage der Kukama-Frauen für den Marañón-Fluss wurde vom Gericht in Iquitos an das Gericht in Nauta weitergegeben. Einmal hat sie der zuständige Richter angehört. Während die Frauen auf einen Richterspruch warten, haben sie bereits eine weitere Klage eingereicht.

Die Frauen fordern ihr Recht auf sauberes Wasser. Trinkwasserleitungen für alle 29 Gemeinden müsse der Staat bereitstellen. Die Zeiten, wo die Frauen Eimer voller – oft nicht trinktauglichem – Wasser vom Fluss hochtragen, sollen bald der Vergangenheit angehören. ■

## Umweltheld\*innen in Peru

### Impressum

Herausgeberin: Informationsstelle Peru e.V.  
Kronenstr. 16HH, 79100 Freiburg  
Tel. 0761 7070840  
info@infostelle-peru.de  
www.infostelle-peru.de

Freiburg, Dezember 2022

**Texte:** Nicole Maron und Hildegard Willer

**Redaktion:** Hildegard Willer

**Fotos:** Hildegard Willer, Yda Ponce, Carlos Franco, Elena Clinin, Barbara Fraser, José Ronal Silvano, Walter Hupiu Tapia/Germanwatch e.V., Ariana Kana, Quisca Producciones, Roberto Elías.

**Layout:** Victor Manríquez Álvarez



Gefördert durch:

**Brot  
für die Welt**

mit Mitteln des  
Kirchlichen  
Entwicklungsdienstes

Gefördert durch Engagement Global mit Mitteln des



Für den Inhalt dieser Publikation ist allein die Informationsstelle Peru e.V. verantwortlich. Die hier dargestellten Positionen geben nicht den Standpunkt von Engagement Global oder des Bundesministeriums für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung wieder.